

dtv

Sándor Lénárd

Am Ende der Via Condotti
Römische Geschichten

Aus dem Ungarischen übertragen
und mit einer biografischen Notiz versehen
von Ernő Zeltner

Mit einem Nachwort von
György Dalos

dtv

Der Verlag dankt der Ungarischen Stiftung Buch
im Petöfi-Literaturmuseum
für die freundliche Förderung der Übersetzung.



**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© Giovanni und Hans-Gerd Lenard
Die ungarische Originalausgabe erschien 1969 unter
dem Titel »Rimai történetek« beim Magvető-Verlag in Budapest.
Die beiden Gedichte »In Rom« und »Sechs Jahre in Rom«
verfasste Sándor Lénárd auf Deutsch.
© der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer
unter Verwendung eines Fotos von akg-images/Jacques Rouchon
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28112-6

Für Klára Szerb

Rom, 1938

Mamorasketen und satte Prälaten
Lächeln, wie sie's vor Jahrhunderten taten,
Und tanzen im Schatten des Petersdoms –
Ich lechze nach etwas Vertrautem und Warmem,
Und mich umarmen
Die engen, verschwiegenen Gassen Roms –

Ich lehne an Rinascimento-Paläste –
Verwitterte Zeugen verklungener Feste
Umschleiche ich langsam zu unguter Stund,
Ein teuflischer Pudel zieht ähnliche Kreise,
Nur manchmal und leise
Küsst mir ein Brunnen den durstigen Mund.

1

Es ist gleich, wo ich anfangen. Im Universum hängt alles mit allem zusammen. Alles ist Teil eines immerwährenden Prozesses, dessen Richtung wir nur erahnen und von dem jeder seine eigene Vorstellung hat. Bleibt die große Maschinerie einfach stehen, sobald sich die Temperatur der Sterne gleichmäßig im All verteilt hat? Ob wohl am Jüngsten Tag tatsächlich Michelangelos Menschengirlanden emporschweben?

Fakt ist, dass nur die Staaten Grenzen kennen. Die Ereignisse fließen ineinander wie die Wellen des Meeres – und manchmal scheinen selbst die sich zielstrebig wie Armeen nur in eine Richtung zu bewegen. Der Schriftsteller packt die Wirklichkeit an irgendeiner Stelle beim Schopf und kommt zu seinem Anliegen: »Drei geharnischte Reiter nähern sich der Burg« oder »Eine Schwalbe zieht pfeilschnell am griechischen Tempel vorbei« – von hier aus noch acht Zeilen, und wir sind bereits da angelangt, wo János die Faust ballt, und unsere Seele ist schon irgendwie mit seiner eins. Auf der zweiten Seite erblassen wir bereits, wenn er eine große Summe beim Spiel auf eine Karte setzt ...

Zwischen der Welt des Buches und der Wirklichkeit gibt es keine Trennlinie. Die Geschichte der Menschheit ist die unter einem bestimmten Aspekt vorgenommene Beschreibung der sich im Protein abspielenden Veränderungen. Das Buch ist die

durch Feder, Papier und Druckerschwärze wiedergegebene Projektion chemischer Prozesse – und der vom Buchstaben zurückgeworfene Strahl gelang durch die Linse und das *corpus vitreum* wiederum auf das Protein der Netzhaut, wo er das Spiegelbild des vorausgegangenen Prozesses auslöst. Die Lektüre über einen Gräuel führt schließlich zum gleichen Adrenalinstoß wie der Gräuel selbst. Die Welt des Buches ist keine in sich abgeschlossene Welt, der Trennstrich fließt über die Tinte in das bewegte Bild hinein. Auch die Fantasie zaubert nichts Neues, gießt nur das Vorhandene in eine schlichtere oder wünschenswertere Form.

Das Einfachste wird sein, wenn ich damit beginne, wie ich in Rom mit meinem Köfferchen aus dem Bahnhof trat und mich auf dem großen Platz umsah, wo die vielen Menschen herumwuselten und Straßenbahnen sich aneinanderreichten. Gegenüber entdeckte ich eine Ziegelmauer des antiken Roms. Manchmal schrien die Leute etwas in der Sprache, der sich während der Salzburger Festspiele die Sänger beim ›Don Giovanni‹ zu bedienen pflegen, aber es klang doch irgendwie anders.

Soldaten drängten sich vor einer Tür. Als Kleinkind hatte ich solche Uniformen gesehen, diese Hüte mit Feder. »Italienische Kriegsgefangene«, lachten damals die Tiroler, wenn ihnen eine solche Gruppe begegnete. »Italienische Kriegsgefangene«, wiederholte ich unbewusst, Italiener.

Ich hatte Zeit; setzte mich am Rand des Platzes auf mein Köfferchen und wartete, dass etwas geschah. Hatte die Erwartung, dass sich gleich der Vorhang heben und das Spiel beginnen würde, dessentwegen ich mich aus Wien hierherbegeben hatte; dass irgendetwas Neues seinen Anfang nehmen, in das auch ich mit meinem Köfferchen eintreten, in dem auch ich eine Rolle haben, sprechen und sein würde. Ich hegte die Erwartung, dass die Dinge so geschehen würden, wie sie im Traum abzulaufen

pflegen. Jemand hält ein Bild hoch, die Personen auf diesem Bild fangen an, sich zu bewegen, man tritt hinzu, agiert mit, bis irgendein anderer eine neue Ansicht aus seiner Tasche zieht.

Die Weltgeschichte hätte ja auch eine andere Wendung nehmen können. In Venedig sprach ich mit einem Herrn aus Frankreich, der mit der Lage vertraut war. »Mussolini leidet an Magengeschwüren«, sagte er, »so ist er häufig krank.« Eines dieser Magengeschwüre könnte durchbrechen. Die Magenwand ist gerade mal lächerliche vier, fünf Millimeter dick – vielleicht trennt uns nur eine solche Bagatelle vom Frieden. Zwei Schichten Muskelmasse und ein Häutchen. Das Geschwür geht tiefer, blutet, bricht durch. Die Operation erfolgt zu spät, der Patient scheidet dahin. Begräbnis. Danach bekämpfen sich Armee und Partei, ringen um die Macht – ja, vielleicht kommt es nicht einmal zu einem Begräbnis. Deutschland verliert seinen treuesten Vasallen ausgerechnet in dem Augenblick, da das diplomatische Tauziehen um die Einverleibung der in der Tschechoslowakei lebenden Deutschen beginnt. Die Spannung lässt nach. Die Diktatur stottert, es kommt zum Stillstand, und sie geht ein. Sie kippt um wie der rollende Reifen, dem der nötige Schwung fehlt.

Oder vielleicht erwischt es jetzt Hitler. Unmöglich, dass in diesem aufgeklärten und vernünftigen Deutschland nicht schon eine Verschwörung gegen den Gott von Köpenick in Gang gekommen ist, dass Generäle und Arbeiter diese grausame Stahlwalze nicht stoppen können, bevor sie sich den Weg an den Rand des Abgrunds bahnt! Vielleicht haben die Verschwörer ja auch schon gehandelt und den auf die viel zu hohe Leiter gekletterten Anstreicher festgenommen – das deutsche Volk wird schweigen und vielleicht beten, wenn es erfährt, dass man den Führer auf der Flucht erschossen hat. Ob die Zeitungskolportreure schon die Sensation ausrufen? Ich kaufe mir eine Zeitung.

Meine Kenntnisse des Italienischen speisen sich nur aus Schullatein und Französisch, doch so viel verstehe ich: Die Diktatoren leben noch. Ich werde nicht mit dem nächsten Zug nach Wien zurückfahren. Bleibe hier, bis ich auf eine friedliche Insel auswandern kann – irgendwohin unter Palmen im Stillen Ozean.

Einstweilen aber bin ich hier und werde ein neues Leben beginnen müssen.

Ein neues Leben beginnen! Wer hat nicht schon einmal den Entschluss gefasst, sein Leben ganz neu anzufangen? Meist stellen sich solche Absichten am Sonntagvormittag nach der Predigt ein. Oder wenn einem der Arzt erklärt, dass die Blutuntersuchung diesmal einen Befund aufweist. Oder wenn er sagt: »Sie sind wieder gesund, sollten aber in Zukunft besser auf sich achten!« Oder wenn jemand anfängt, Englisch zu lernen, oder sich das Rauchen abgewöhnt ... Doch für ein wirklich neues Leben – das wissen diejenigen, die es angeht, am besten – bedarf es eines schmerzhafteren Eingriffs. Nicht einmal ein paar Jahre Knast oder Klosterleben reichen. Wenn du wirklich ein neues Leben beginnen willst, so packe dein Kofferchen und geh in ein fremdes Land. Geld nimm keines mit, denn früher oder später kaufst du dir damit doch nur dein altes Leben: besorgst dir deine Lieblingsbücher, die vertrauten Noten, korrespondierst mit alten Freunden, richtest dir deine Bleibe so ein, wie du sie schon immer gern mochtest. Du wirst wie daheim einen Schreibtisch haben, dazu die passende Lampe, und die gleiche Tinte benutzen, die gleichen Medikamente schlucken und Pflanzen um dich haben, deren Blüten dir auch früher gefielen. Hängst dir die Fotos der Eltern an die Wand, und deine alten Tagebücher wirst du natürlich bei dir haben. Aus den Gegenständen, die dich bisher begleiteten und die deine treuen Diener waren, steigt dein früheres Leben auf und stranguliert dein neues.

Willst du also wirklich ein neues Leben beginnen, musst du das alte begraben. Also sterben und wiederauferstehen. Lallend die neue Sprache lernen und mit den neuen Wörtern neue Bilder; zum Rezitieren musst du dir neue Verse aneignen. Du wirst erfahren, dass eine Apotheke hier anders riecht, Höflichkeitsfloskeln und Tabus andere sind, und du wirst auch anders aufschreien, wenn dir jemand auf die Zehen tritt. Wenn du Hunger hast, träumst du von anderen Speisen. Und falls du Geld verdienst, hat die Summe einen anderen Wert.

Mit achtundzwanzig Jahren fällt es dem Menschen schwer, ein neues Leben anzufangen. Er hat bereits Wurzeln geschlagen, schon etwas gelernt und auch erreicht. Konnte einiges Kapital ansammeln: Freunde, Kreditwürdigkeit bei den Krämern, eine Sprache, die ihm vertraut ist, deren Geheimnisse er kennt und die seine heimatliche Welt anscheinend perfekt beschreibt. Ist er Philosoph, so steht bereits das Fundament seines Gedankengebäudes. Ist er ein Dichter, findet er den richtigen Ton. Handelt er mit Schuhen, so hat er seine Geschäftsverbindungen. Seine Wunden heilen nun schon langsamer als mit achtzehn. In seinen Arterien bilden sich kleine sklerotische Flecken, seine Pupillen sind bereits weniger elastisch, die große Liebesleidenschaft hat er hinter sich, glaubt er zumindest, er kennt seine Gewohnheiten, seine Lieblingsdichter und die lieb gewonnenen Spazierwege. Es ist nicht gut, dann neu zu beginnen.

Selbst mit zehn ist es nicht mehr leicht, da erweist es sich schon als schwer, eine neue Sprache einwandfrei zu erlernen, also so, dass die Fantasie frei schweifen kann. Schon da ergibt es einen Sinn zu sagen: »damals« oder: »Das ist lange her«.

Dort, in der Nähe der Eisenbahn, habe ich es gespürt, wurde mir klar, dass es keinen gravierenderen Entschluss für einen Menschen gibt als den, ein neues Leben zu beginnen. Viel ein-

facher ist es, dem alten die Kugel zu geben. Zum neuen Leben kann man nur mit verbundenen Augen aufbrechen – oder so, als würde man sich im Nebel vorwärtstasten, immer den Blick auf die Füße gerichtet. Und dabei fest daran glauben, jetzt noch ein Schritt, dann geschieht das Wunder, und wir können zum alten zurückkehren.

Eine Handvoll von meinem alten Leben gibt es in Rom. Das Zimmer, in dem ich vor zehn Jahren im Sommer einige Tage verbrachte. Die Vermieterin hatte ein blasses, liebreizendes Töchterlein mit tiefsinnigen braunen Augen. Das Zimmer lag gleich hier um die Ecke. Dorthin gehe ich jetzt.

2

Die Straße gibt es noch. Ich erinnere mich an das Haus. Finde sogar die Wohnung. Auch an das Zimmer kann ich mich gut erinnern. Läute an der Tür.

Die Vermieterin von damals öffnet. Sie erkennt mich sofort wieder und ich sie auch. Die zehn Jahre sind wie weggewischt. Ja, sie ist meine Hausfrau von damals! Hat sich nicht verändert. Nicht die Frisur, nicht ihr Mund. Zehn Jahre lang trug ich sie mit mir herum, war sie in meinen Gehirnwindungen vorhanden und dort stets eine sanfte Mitbewohnerin. Störte nie, hat ihr Plätzchen keine Minute verlassen. Und jetzt tritt sie daraus hervor, wie Dorian Gray – ist kein bisschen älter geworden, hat sich nicht verändert. Und sie spricht wie damals, diese alte, aus unverständlichen Lauten bestehende Sprache.

Neugierig bin ich auf ihre Tochter, die ich in den vergangenen Jahren gelegentlich vor mir gesehen habe, auch vorhin an der Ecke des Bahnhofsvorplatzes. Leider ist sie verschwunden. Ihre Stelle hat jetzt eine ziemlich dicke, klein gewachsene langweilige Person eingenommen, deren Mund ein dunkler Flaum beschattet, und ich reiche dieser aufdringlichen Frau enttäuscht die Hand. Umsonst hatte ich die Elfe von damals mit ihren dunklen, brunnentiefen Augen in mir verwahrt. Sie ist treulos geworden.

Das Zimmer mit dem Steinfußboden gibt es noch. Ich lasse

mich aufs Bett fallen, als wäre ich zum Ausruhen gekommen. ›Goethe, Grand Tour, Holberg‹, denke ich. Eine Reise nach Rom gehört einfach zur europäischen Bildung. Zwei Monate könnte ich hier mit meinem Geld auskommen. Und bis dahin würde schon noch irgendetwas geschehen.

Letzteres hat sich unbedingt als richtig erwiesen, und auch die Politiker – diese unser Schicksal unmittelbar lenkenden Mini-gottheiten – waren sich sämtlich darin einig, dass etwas geschehen würde. Nur gingen ihre Ansichten darüber auseinander, was dieses Etwas sein würde. Ob die Westmächte wohl mobil machen, wenn Hitler über die Tschechen herfällt? Wo steht dann Polen? Wird es zusammen mit den Deutschen in Teschen einmarschieren? Ob die italienische Flotte es wirklich wagt, die britische herauszufordern?

Diese großen Fragen in ihre Atome zerlegt, hörten sich so an: Wie viele werden einen Bauchschuss bekommen? Wer von ihnen wird hinter dem Stacheldraht zugrunde gehen? Wessen Kind wird verbrennen? Und jeder fragte sich natürlich: Was wird aus mir werden?

Es gab auch Leute, die sich diese Fragen nicht stellten. Es fällt ja auch schwer, ans Ende zu denken, wenn man arbeitet, wenn man etwas besitzt. Wer ein Buch schreibt, will es zu Ende schreiben und schaut nicht ins Feuer, das gierig nach dem Papier züngelt. Wer eine Familie hat und Arbeit dazu, der schafft Brot heran und genießt die Bissen im Mund seiner Kinder mit. Hat dabei ein so reines Gewissen, dass er sagen kann: Soll doch kommen, was mag. Ich werde bis zur letzten Minute meine Pflicht tun.

Ich habe klarer gesehen. Hatte nichts. Ja, mir war kurz zuvor alles verloren gegangen. Auch wer einen schweren Goldklumpen fallen lässt, hat sich erleichtert. Wer weder Haus noch Arbeit

hat – kann nichts verlieren. Der hat auch den Mut, die heraufziehende Katastrophe zu sehen. Vielleicht wünscht er sie sogar herbei, weil sie sein Nichtstun rechtfertigt, sein Schicksal zu dem der Allgemeinheit macht.

»Wenn Hitler angreift, gibt es Krieg«, sagte ich. »Die Franzosen lassen sich das nicht gefallen. Als überzeugter Europäer glaube ich an die Maginot-Linie. Ils ne passeront pas. Amen.«

Ich werde mich hier etwas umsehen und dann irgendwie zu den Franzosen durchschlagen.

Irgendetwas wird sich schon tun.

Ich bin eingeschlafen.

Am Abend ging ich dann in die Stadt. Den Weg kannte ich oder ahnte zumindest, wo das Herz der Stadt schlägt. Bin etwas umherflaniert und habe mir das große Gewühl der Menschenmassen angesehen, die glitzernden Bars, die hunderterlei Uniformen. Ich kaufte mir ein Eis und erstand bei einem Straßenhändler ein Buch. Daraus werde ich Italienisch lernen. Ist doch schön, wenn man sich auch auf Italienisch unterhalten, in den Museen stumm mit den Bildern Zwiesprache halten kann. Wie unangenehm, wenn Tizians Modelle unter ihren schneeweißen Bärten in venezianischer Mundart unverständlich schweigen. Wie beschämend, wenn man den Madonnen gerade nur »Pizza Dante« und »Gelato, prego« zuflüstern kann.

Ich werde lernen, und es wird Frieden sein. Italien kann keinen Krieg wollen. Hier marschieren die Menschen nicht grölend und schwitzend wie drüben in Deutschland und in Wien. Hier werden auf der Straße die *Times* und *Le Temps* verkauft. Ich betrachte diese Blätter wie Ölbaumzweige. Hier gibt es nicht dieses unerbittlich spartanische Losmarschieren – die Geschäfte sind voll, die Gesichter zufrieden und satt. In diesen Rosticcerias brodeln Schmalz und Öl. Nein, es wird keinen Krieg geben.

Ich schlafe ein, wache auf. Nehme mir wieder das Buch vor.

Italienisch ist eine verdammt schwere Sprache. Ich dachte, ich verstünde ihre Struktur, habe die ersten hundert Seiten der Gaspey-Otto-Sauer-Grammatik durchgelesen. (Die Ziege des Erben ist nicht blau. Was sagt der Admiral? Der Betrüger spielt im Museum Flöte.) Aber von diesem Buch verstehe ich kein Wort. Hocke nur in meinem Zimmer, blättere unentwegt im Wörterbuch, suche Ausdrücke.

»Vi aspettiamo al varco tutte 7 la dovunque me la pappo io ho gia le natiche rotte la Ceirano e sgangherata ... Legiae Beiene 10 000 soldati Ailu Kebede 10 000 Mangascia Iline 10 000 Bigerondi Latibelu Mescescia Noldie, Amadassu Burregli abisini hanno paura delle ferite squarciate, si piglia e si va nella luna ...«*

Mir wird schwindlig, ich blättere und suche, malträtiere dieses Wörterbuch. Diese Madonnen und Tiziane! Wenn ich eine Stunde einnicke, blicken sie mich müde an. Sie vertrauen mir nicht, sprechen mich nicht an.

Zornig suche ich das Weite, mache einen Spaziergang. Ich werde mir ein neues Zimmer suchen müssen, dieses übersteigt meine finanziellen Möglichkeiten. Anschläge in manchen Haus-
eingängen zeigen an, dass es auch Schlafplätze gibt, die nur halb so viel kosten. Ich möchte gern in der Nähe des Postamts wohnen – die Post ist die Verbindung zu meiner alten Welt.

Wenn ich doch nur Italienisch könnte! Aber an eine fremde Tür klopfen, um mich dann in Taubstummensprache zu verständigen! Umziehen ist auch schwierig – fast so schwer, wie

* Auszug aus einem Text des italienischen Schriftstellers Filippo Tommaso Marinetti, faschistischer Politiker und Begründer des Futurismus, einer avantgardistischen Kunstbewegung. (Anm. d. Ü.)

wenn man in eine andere Stadt zöge. Bei dieser Vermieterin wohne ich schließlich schon so lange! Aber ich muss sparen.

Ich greife wieder zu dem Buch, einen anderen Weg gibt es nicht. So viel verstehe ich schon, dass es darin um Abessinien geht, aber ich weiß nicht, ob es vielleicht auf Abessinisch geschrieben ist. Nein, der Verfasser ist ja Mitglied der italienischen Akademie. Er hat sicherlich eine schöne, gepflegte Sprache, geradezu neu-dantesk – vielleicht verwendet er zu korrekt klingende, seltene, klangvolle Ausdrücke.

Ich möchte ja auch mit gewählten, wohlklingenden Wörtern sprechen.

Da sitze ich nun und schwitze. Es ist heiß, der August in Rom kennt keine Gnade. Meine Zimmerwirtin ruht und schnaubt unter einem durchscheinend dünnen Tuch. Ich bin ihr dankbar, dass sie meiner Erinnerung nach die Tür zu ihrer Kammer immer geschlossen hatte.

Ich lasse die meine jetzt offen. Meine Nachbarn sind laut, es macht mir nichts aus, ich verstehe ohnehin nichts. Mich stört auch nicht, wenn jemand zu mir hereinspaziert. Er dürfte ein Handelsvertreter sein, den es in dieses Durchgangsquartier verschlagen hat. Er möchte reden, aber ich kann ihn nicht verstehen.

»Sprechen Sie Französisch?«

»Ein wenig«.

Wir packen unser Europäertum aus. Voltaire, Jean-Jacques.
»La situation«.

Er sieht sich mein Buch an.

»Was ist das?«

»Daraus lerne ich.«

»Sind Sie verrückt? Wissen Sie nicht, wer dieser Marinetti ist? Der Futurist? Kein Komma, kein Punkt! Schreibt ein einziges Kauderwelsch! Auf diesem ganzen Stiefel versteht ihn kein

Mensch. Ein Übergeschnappter. Natürlich Mitglied der Akademie. Verstehen Sie nicht? Hier herrscht Faschismus. Er wird Minister. Ich könnte schwören, dass er Kriegsminister wird.«

Nein, vielleicht wird es doch keinen Frieden geben.